Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 10

Artikel: Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]
Autor: Donny, Käthe
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636908

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Natürlich Hannes, aber warum denn?"

„Was wünschest du dir?" Sein kleiner Mund stand in verhaltener Erregung halb offen.

„Am meisten Freude könnt ihr mir bereiten, wenn ihr immmer recht artig seid!"

Nein, diese Antwort hatte Hannes ganz und gar nicht erwartet. Er war ehrlich enttäuscht und in sichtlicher Verlegenheit, über die er sich hinwegzuhelfen versuchte, indem er von einem Fuß auf den andern trat. Dann hatte er offenbar einen Ausweg gefunden, denn geheimnisvoll flüsternd fragte er:

„Errate mal, was ich dir zum Geburtstag schenke? "

Etwas erstaunt über diese unerwartete Frage ging sie sofort auf seinen Scherz ein, riet hin und her, tat furchtbar neugierig, was ihm eine riesige Freude bereitete, bis er plötzlich großmütig meinte:

„Komm mit mir!"

Seine großen, dunklen Augen schauten so lieb und bittend zu ihr auf, daß sie nicht Spielverderberin sein wollte und während sie im geheimen über seinen Eifer lächelte, ließ sie sich von der kräftigen kleinen Bubenhand fortziehen. Sie wußte ja zum voraus, was sie zu sehen bekommen würde; ein altes, rostiges Taschenmesser oder einen seltenen Stein; denn sie kannte ihren Jungen und seine Schätze, die oft mehr oder weniger unmöglichen Dinge, die er aus seinen Hosentaschen ans Licht zu befördern pflegte.

Ohne ihre Hand freizugeben stieg er die schmale Stiege zur Scheune empor und warf sich, oben angekommen, auf einen Heuhaufen, in dem er suchend herumwühlte. Endlich zog er einen blendend leuchtenden Milchtopf hervor, den er triumphierend und mit glücklich leuchtenden Augen in die Höhe hielt, um ihn dann ebenso behende wieder verschwinden zu lassen.

„Aber Hannes, das ist ja ganz wundervoll." Die Mutter, überrascht und bestürzt über die Kostbarkeit des Geschenkes, versuchte, den Kleinen in ihre Arme zu ziehen.

„Wo hast du nur das Geld hergenommen, um diesen feinen Topf zu kaufen?"

Was sie dann hörte, durchströmte ihr Mutterherz mit seliger Freude, und ein großer Stolz auf ihren Buben erfüllte sie. Monatelang hatte er im geheimen Geld verdient, um den Topf zu kaufen, der lockend in porzellaner Weiße in einem Schaufenster stand und der es seinem kleinen Kinderherzen angetan hatte. Stundenlang schichtete er Holz, machte für die Nachbarin Besorgungen und dies immer, während die andern Kinder spielend herumtollten. Alles der Mutter zuliebe!

Nun ist ihr Hannes, der damals in kurzen, geflickten Höschen vor ihr stand, ein Mann geworden. Das Leben, die Welt hatten ihn ihr entwunden, aber das unsichtige Band der Liebe, das eine Mutter ewig mit ihrem Kinde verbindet, haben sie nicht zerreißen können.

Ihre Gedanken kehren zurück aus der Vergangenheit, einer Zeit, da fröhliches Kinderlachen sie umjubelt hatte und sich weiche, runde Aermchen um ihren Nacken schlangen. Daß doch das Leben immer zurückfordert, was es einmal in Geberfreude geschenkt!

Ihr Hannes! Ganz leise zittern die welken Lippen, die den geliebten Namen flüstern. Ein unbeherrschtes Schluchzen, geboren aus einer dunklen Trauer, deren Tiefe sie nur ahnt, steigt in ihr hoch. Zwei glitzernde Tränen fallen auf die runzeligen Wangen und ein heftiger, geheimnisvoller Schmerz nimmt von ihrem ganzen Wesen Besitz, strömt durch sie hin und erschüttert sie.

Aus unermeßlicher Ferne klingt leise ein Ton, bittend und verzweifelt, geht über in ein Weinen, das wie ein hilfloser Seufzer an ihr Mutterherz pocht.

Ob wohl dieses Herz ahnt, daß hoch oben in den Bergen der weiße, unerbittliche Tod ihren Jungen in seine starren Arme genommen und seinen Leib in kühlen Schnee gebettet hat, in dem Moment, als der alte Topf ihren zitternden Händen entglitt? —

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

„— der Wendling, meinen Sie?"

Becker nickte.

„Angenommen — die Uhr — wäre vorgegangen?"

Es klang wieder eigentümlich dumpf. Geninde schloß die Augen. Eine Falte grub sich in seine Stirn. Wider seinen Willen baute sich ihm der Fall so auf, wie er nun durch Beckers Frage umgeformt wurde.

Er fuhr auf, als wäre er in einen Traum versunken. Wieso konnte er plötzlich Beckers Gesicht nicht deutlich erkennen?

„Dann könnten Sie der Mörder sein."

Hatte er es leise gesprochen oder laut? Er wußte es nicht, das Wort stand plötzlich im Raume. Es hallte gleichsam von den Wänden wider. Er warf sich an den schweigenden Becker, riß ihn hoch.

Aug in Aug standen sich die beiden jetzt gegenüber. Was lag in Beckers Augen? Angst? Entsetzen? Verzweiflung des Entschlusses? Was in denen Genindes? Unerbittliches Forschen! Eine Frage, tief heraufgeholt aus dem Unterbewußtsein des Menschen. Es war eine schreckliche Stille. —

Und nun begann Becker zu sprechen, stockend wie im Trancezustand. —

„Eine Uhr, jedesmal war eine Uhr dabei. Wissen Sie, wie das ist, wenn man wartet? Wartet — und die, auf die man wartet, kommt nicht? Und man steht wie im Nebel — und es sind zwei Minuten und fünf Minuten — und 10 Minuten. Und alles ist einsam? Und man weiß nicht, wohin mit sich. Ganz allein auf der Welt ist man und sehnt sich. Und ist wieder betrogen. Man wartet wie ein Narr. Es wird immer später. Die ganze Welt ist auf einmal wie eine Uhr. Plötzlich aus dem Orte schlägt es von allen Türmen. Man weiß, jetzt müßte es sein, daß man einmal das Mädel bekommen könnte. Und wieder nichts. Und da kommt die Andere. So im Nebel. Als wenn sie's selber wäre — die Richtige. Auf die man die ganzen Jahre gewartet hat. Steht da und hat dasselbe Gesicht und steht und sieht gerade auf eine Uhr — und da —"

Mit einer Gebärde, als wäre seine Hand etwas, was abgetrennt von ihm, ein eigenes Leben führte, griff er in die Tasche, zog eine winzige, brillantenbesetzte Damenuhr heraus. Er hielt sie in seine Handteller, als wäre sie ein lebendiges Wesen.

Geninde starrte auf die Uhr. Die Steine funkelten. Es war, als ob eine hypnotisierende Macht aus ihnen auf ihn herüberströmte und auch auf Becker.

Sie standen beide unbeweglich und starrten auf dies Blitzen der Uhr. Die einzige Bewegung war die von Beckers Hand. Sie ging hin und her in einem schrecklichen Rhythmus.

„Keiner hat es je erfahren", sagte Becker mit dieser toten Stimme, „keiner. Es war so still im Wald. Ganz still."

Ein Schatten fiel über ihn. Geninde machte eine Bewegung, als wollte er die Luft um sich herum teilen, abschütteln den furchtbaren Bann. Er beugte sich über den Tisch:

„Die Uhr", sagte er leiser, „die Uhr . . ."

Becker schien zu erwachen, schloß die Hand fest um das Schmuckstück.

„Die Uhr, die Uhr", sagte Geninde noch einmal.

Es grollte dumpf in seiner Stimme. Er griff über den Tisch. Es klirrte. Annettes Bild — heruntergeworfen — fiel Becker zu Füßen.

„Adda!" schrie Becker auf, „Adda ist schuld. Damit hat's angefangen. Nehmen Sie das Bild fort!"

„Aber das ist doch nicht Adda. Das ist doch meine Frau."

Becker taumelte rückwärts. Sein Mund öffnete sich zu einem neuen Schrei.

Klirrend fiel die kleine Uhr herunter. Sie lag gerade im Lichtkreis der Lampe. Mit einem Satz war Geninde um den

Fortsetzung Seite 237.

Cypressen, mächtige Laubbäume, Gärten mit Orangen- und Zitronenbäumen, mit allen Gemüse- und Steinobstarten, bunten Blumen und reichlich sprudelnde artesische Brunnen, deren reines, laues Süßwasser in kunstvollen Leitungen über die ganze Oase verteilt wird und sich schließlich in einem kleinen See verliert. Wenige Schritte daneben dehnt sich wie eine Kunsteisbahn eine weiße Salzsteppe!

Hier, am Rande des Grand Erg occidental, der unfruchtbaren Sand- und Steinwüste der Sahara, fanden wir das komfortabelste Quartier seit Algier. Das Hotel Transatlantique von El Goléa ist ein schönes, weißgetünchtes, in sudanesischem Stile gebautes Hotel mit bequemen Zimmern, fließendem warmem und kaltem Wasser, elektrischem Licht, künstlerisch ausgestatteten Räumen und einem herrlichen Palmen- und Blumengarten. Beete brennendroten Leins oder leuchtender Anemonen wiegen sich im leichten Winde. Man darf hier ungestraft unter Palmen wandeln!

Die wenigen Stunden bis zur einbrechenden Dunkelheit waren orientierenden Spaziergängen gewidmet und unsere Photographen knipsten sich ihre ganzen Filmvorräte voll. Glücklicherweise war auch der Regierungsphotograph mit von der Partie. Ich habe ihm einige seiner besten Aufnahmen abgehandelt. Sie schildern Dir besser als Worte die ganze Szenerie. Die Farben allerdings mußt Du Dir dazudenken, namentlich das öde Grau des Sandes durch den Perlmutterschimmer und den Goldglanz der Wirklichkeit ersetzen. Wunderbar waren insbesondere die Gärten der Missionsstation und des Kaufmanns Mohammed Abaza. Solche Ueppigkeit von Dattelpalmen, Orangen- und Cedratbäumen, Rosensträuchern, Erdbeerbüschen, Gemüsepflanzen habe ich mir nicht einmal träumen lassen. Im Garten des Abaza wurde uns ein ganzer Korb herrlichster Blutorangen überreicht, ein Labsal bei dieser Hitze. Leider fanden wir nicht Zeit, nach der interessanten alten Berberfestung, dem Vieux Cfar oder nach der gegenüberliegenden Gara Tin Bouzid hinaufzusteigen. Die Bilder mögen Dir einen Begriff davon geben, welch umfassende Rundsicht man von dort aus genießt.

Außerordentlich malerisch ist das Volksleben dieses von der europäischen Tünche noch fast unberührten, gesegneten Erdenfleckens. Man begegnet fast ausschließlich Eingebornen, den dunkelbraunen Arabern des Chaamba-Stammes, untermischt mit kohlschwarzen Sudan-Negern, den Ueberbleibseln aus der Zeit des schwunghaft betriebenen Sklavenhandels. Die Oase, die früher stark unter den Ueberfällen durch die kriegerischen Horden der Tuaregs zu leiden hatte, ist heute gänzlich befriedet. 1859 ist El Goléa vom ersten Europäer betreten worden. 1873 wurde es von General Galliffet für Frankreich erobert. Der würdige Prior der Missionsstation erzählte mir, er habe für die Strecke von Ghardaia bis hierher vor Jahren, als noch kein Auto verkehrte, zu Fuß drei Wochen benötigt. Der wertvollste Begleiter des Eingebornen ist das schlanke, sehnige, gelblichweiße Méhari, das Reitkamel par excellence. Was dieses edle, reingezüchtete Tier zu leisten imstande ist, sollte ich heute auf dem Rennplatz eindrücklich erfahren.

Diese Fête du Méhari wird mir ewig in Erinnerung bleiben. Eine halbe Stunde westlich der Oase, in einer sanft gewellten Sanddüne eingebettet, lag der Festplatz. Der Weg dorthin zu Fuß war für mich ältern Knaben in der brennenden Sonne und bei dem unter den Füßen weggleitenden Sande keine Kleinigkeit. Draußen war aus dürren Plamzweigen und ein paar Latten und Sacktuch eine primitive Estrade errichtet worden, wo das Offizierskorps der Station mit seinen Damen und den geladenen Gästen Platz genommen hatte. Davor befand sich eine kleine Hindernisbahn und weit in der Runde war mit Fähnchen die Rennpiste abgesteckt. Hunderte von Eingebornen in weißen Burnussen lagerten im Kreise herum als mit größtem Interesse teilnehmende Zuschauer. Der Vormittag war einer Zuchtkonkurrenz gewidmet. Kamelhengste und -Stuten wurden einer genauen Musterung und Punktierung unterzogen. Noch viel interessanter waren am Nachmittage die Flachrennen über 6000 und 9000 Meter und die Dressurprüfung. Dank meines Ausweises als Mann von der Presse fand ich im Offizierszelt Schutz vor dem Sonnenbrand und freundlichste Aufnahme.

Es war ein Schauspiel für Götter, dieses Rennen. Die Rennteilnehmer, meist ehemalige Angehörige der Compagnies Sahariennes, stolze, sehnige Kerle, saßen wie aus Erz gegossen auf ihren edlen Tieren, die nackten Füße vor dem kunstvoll verzierten Sattelknauf auf dem Halse des Tieres verschränkt. Brüllend vor Erregung warteten die Tiere auf den Startschuß. Dann stob das Feld — es zählte 20 bis 30 Reiter — in scharfem Trabe davon und tauchte einige Minuten später als farbige Silhouette am jenseitigen Rande der Piste wieder auf. Das Tempo entsprach gut 30 Stundenkilometern. Zweidreimal wiederholte sich das Schauspiel, bis der Sieger durchs Ziel ging. Stolz meldete er sich mit einem flotten Flankensprung aus dem hohen Sattel beim Kommandanten und nahm später von zarter Damenhand den „Grand Prix" von Goléa in Empfang.

Noch interessanter war die nachfolgende Dressurprüfung. Jeder Reiter mußte ein für das Kamel schwieriges oder unangenehmes Hindernis nehmen — Benzinfaß, niedrige Schilfhecke, Tor aus Palmzweigen und ähnliches. Dann mußte bei einer wilden Schießerei der Negerschützen das Tier fest in der Hand des Führers bleiben. Das gab einen Krach und ein Gebrüll fast wie bei der Hauptfütterung sämtlicher Raubtiere. Zum Schlusse ritt die ganze Gesellschaft unter Gewehrfeuer in wildem Ansturm auf die Tribüne los, sodaß man Angst bekam, über den Haufen gerannt zu werden. Glänzende Parade im letzten Augenblick. Nur ein vorwitziger Neger lag als unbeschädigtes Opfer im Sande.

Der Schluß des Festes gehörte der Jugend mit einem Rennen auf ungesattelten Zwergeselchen, das ungeheure Heiterkeit entfesselte, dem Sieger aber neben einer Handvoll Kupfermünzen eine Tracht Prügel neidischer Kameraden eintrug.

Der Abend vereinigte eine bunte Gesellschaft von Festteilnehmern in unserem Hotel. Ich machte nette Bekanntschaften und vernahm noch allerlei Interessantes aus dem Leben und Treiben der Oasenbewohner. Bald aber stahl ich mich weg und begab mich auf die Dachterrasse des Hotels, wo man im Scheine des aufgehenden Mondes eine wunderbare Rundsicht über die Oase genoß, die in ihrer pradiesischen Unberührtheit an biblische Bilder erinnert. In Gedanken folgte ich den mühseligen Karawanenwegen, die von hier nach In Salah, dem sagenhaften Hoggar oder nach dem Niger führen. Wie gerne wäre ich noch wochenlang hier geblieben und hätte einen Eingebornen mit seinem flinken Falken zur Jagd auf die Outarde, die Trappe, begleitet oder den freundlichen Chef de Section, Lieutenant Mauger, auf seinen Streifzügen. Leider bleiben diese Wünsche Luftschlösser. Morgen früh wird die Heimfahrt über Ouargla, Toughourt und Biskra angetreten, die uns in vier Tagen wohl noch manches Erlebnis bringen wird, worüber ich Dir später berichten zu können hoffe.

Unterdessen verbleibe ich mit saharischen Grüßen

Dein alter Globetrotter.

Schicksal in 10 Minuten. Fortsetzung.

Schreibtisch herum, kniete am Boden. Becker starrte wie wahnsinnig auf das Bild, auf den knienden Mann, auf die Uhr. Jetzt drehte Geninde die Uhr herum. Und ehe er noch die Buchstaben G. G. las, wußte er alles. Und das war das letzte, das er wußte. Was dann kam, war wie in einem roten Nebel zusammengeballt. Er war nicht mehr Ulrich Geninde, war überhaupt kein Mensch mehr. Er sprang dem Mörder seiner Frau, dem Mörder der Wendling, dem Feinde, an die Kehle. Er fühlte nichts als das weiche Fleisch eines menschlichen Halses in seinen Händen, und nur vorbeihuschend kam es ihm ins Bewußtsein: „Jetzt würgst du ihn so, wie er die andern erwürgt."

Dieser eine Moment des Bewußtseins mußte die übermenschliche Kraft seines irrsinnigen Hasses gelockert haben. Seine Hände gaben nach. Er starrte vor sich hin, schrie auf. Schwer fiel der Körper Beckers rückwärts, lag auf dem dunklen Teppich.

Geninde tastete rückwärts. Das Zimmer war wie ein Schiffsboden schwankend. Hätte er sich nicht festgehalten an den Möbeln, er wäre hingefallen. Rückwärts gehend, den Blick immer auf den Leblosen gerichtet, schlich er auf den Zehenspitzen ins Nebenzimmer. Behutsam nahm er den Telefonhörer ab. Der Beamte im Polizeipräsidium mußte ein paar Mal fragen. Die Stimme dort des Menschen am Apparat war fast unverständlich.

„Wie", sagte er, „Herr Rechtsanwalt Geninde? Sie wollen den Becker ermordet haben? Aber, das ist doch — hören Sie mich? Wir kommen sofort."

Geninde stand einen Augenblick am Telefon. Er machte einen Schritt vorwärts dem Zimmer zu, in dem Becker lag. Dann schüttelte er sich. Auf Zehenspitzen ging er hinaus durch die Haustür, durch den blumenbestandenen Weg. Eine Bank stand unter der Linde. Durch das dichte Laubdach des Baumes sah man weder Himmel noch Sterne. Geninde setzte sich auf die Bank und wartete.

13. Kapitel.

Landgerichtsrat Keinow erhielt abends um 11 Uhr die Nachricht von den Ereignissen im Hause Genindes. Der Kommissar vom Dienst hatte sofort nach der Tatbestandsaufnahme den Staatsanwalt von Gruber angerufen und dieser sofort darauf Keinow.

„Um Gotteswillen", sagte Keinow erschüttert.

„Ja, nun kommt das Tollste", sagte Staatsanwalt von Gruber, man merkte es seiner Stimme an, er war ganz aus seiner sonstigen kühlen Ruhe gekommen, „stellen Sie sich vor, gerade als man Geninde abführen wollte, war der Gerichtsarzt mit der Untersuchung des Becker fertig. Und wissen Sie, was sich dabei herausgestellt hat? Der Ueberfall Genindes auf Becker war nicht tödlich. Während Geninde mit der Polizei telefonierte, ist Becker zu sich gekommen. Er ist bereits im Gefängnislazarett."

„Und Geninde", fragte Keinow, „was macht Geninde?"

„Man hat ihn natürlich nicht verhaftet. Der Tatbestand war ja klar genug."

„Ein schauderhaftes Zusammentreffen", sagte Keinow, „stellen Sie sich vor, verteidigt der Mann den Mörder seiner eigenen Frau und bekommt ihn frei, um das zu erfahren. Na, ich vermag mir diese Situation nicht vorzustellen."

Keinow ging schnell durch den Korridor. Durch die Milchglasscheiben von Sabines Zimmertür fiel noch Licht. Er klopfte.

„Sabine, kann ich dich noch sprechen? Denke dir, Kind", sagte er, als Sabine geöffnet hatte, „was ich eben für eine Nachricht bekomme. Der Becker —"

Gepeinigt legte Sabine die Hände auf ihr sehr bleiches Gesicht:

„Ich bitte dich, ich kann davon nichts mehr hören, Vater. Ich kann nicht mehr."

„Doch, Sabine, das mußt du hören. Ich fühlte es schon lange, wie du innerlich zu Geninde stehst. Denke dir, Becker ist doch tatsächlich der Mörder an der Wendling."

Er wartete, Sabine würde erschreckt sein, aufschreien vielleicht. Es war ja die Vernichtung von Genindes Rechtsfanatismus. Aber Sabine, nur noch bleicher geworden, flüsterte:

„Das hab' ich gewußt."

„Das hast du gewußt?"

„Ja, seitdem ich den Menschen damals besucht habe."

„Du hast ihn aufgesucht? Sabine! Und mir hast du nichts davon gesagt? Hat er dir etwas angedeutet? Hat er etwas gestanden? Aber Sabine, wie konntest du dann —"

„Nein, nichts hat er gesagt, nichts hat er gestanden. Aber es ging von ihm aus wie eine Welle von Finsternis, von Mord, vielleicht von Irrsinn. Als ich ihn verließ, habe ich es gewußt. Er ist es gewesen. Mein Gott, furchtbar muß es für Geninde sein."

„Ja und nein, Sabine. Er hat Unrecht und doch Recht. Du weißt, wie er immer für das Geständnis des Täters als einzigen Beweis plädiert. Nun hat er das Geständnis bekommen, aber —"

Keinow zögerte einen Augenblick. Sollte er weitersprechen. Sabine alles sagen? Er hatte das sichere Empfinden, die Grenze zwischen Sabine und Geninde war noch nicht unverrückbar. Sollte er selbst es sein, der in Sabine Mitleid wachrief und die Kraft, noch einmal über die Grenze hinweg zu Geninde vorzudringen. Er wünschte seinem Kinde so sehr ein anderes Leben, als das der Verankerung mit einem so mit Unglück beladenen Mann. Aber Sabine würde es ihm nicht verzeihen, wenn er ihr verschwieg, was morgen alle wußten. Sabine schien zu fühlen, was in dem Vater vorging. Unruhig sah sie ihn an:

„Was ist denn noch? Was willst du mir noch sagen?"

Keinow legte seinen Arm um Sabine.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Eidgenössisches Milchgeld.

Die schweizerischen Milchproduzenten, das will sagen, die Großzahl der Bauern, stecken in einer neuen Klemme. Es will und will nicht mehr aufwärts gehen mit dem Käse-Absatz. Oesterreicher, Finnen und andere liefern einen Typ Emmentaler, der dem unsrigen immer mehr gleichwertig wird, und zu Preisen, die uns einfach matt setzen. Die Abnehmerländer von früher werden von Finnen und Oesterreichern erobert oder richten selber Käsereien ein, und selbstverständlich gewinnen sie auch den Vorsprung der „neusten Einrichtungen". Was soll man anfangen? Die Preise herabsetzen? Ein Sturz des Schweizerfrankens ist nicht erwünscht, ein Massenbankrott der Bauern ebensowenig, und das eine oder andere müßte sich ereignen, wenn man „österreichische Preise" fordern wollte. Pessimisten sagen, man müsse die Käsefabrikation eben langsam abschreiben und unsern Boden anders ausnützen. Aber wie? Und vorläufig leben die Kühe noch, und die Umstellung, auch wenn man genau wüßte auf was, erfordert lange Fristen. Es muß etwas geschehen, um zu verhindern, daß die Milchwirtschaft zusammenbricht.

Die Lage des Inlandmarktes, die uns immer wieder als eigentliche Schlüsselposition auch der Landwirtschaft erscheint, hat sich ebenfalls verschlechtert. 200 Waggons Käse sind weniger abgesetzt worden, verglichen mit dem Vorjahr. Und das entsprechende Quantum Inlandbutter und Milch. Die Teurung hat eben gewirkt. Dabei müßten die Bauern, um endlich aus der Misère heraus zu kommen, mehr für die produzierte Milch und die Milchprodukte bekommen. Also die Teurung noch verstärken, und damit die Gefahr des Minderabsatzes abermals steigern. Auslandsabsatz und Inlandabsatz verbieten eine Preiserhöhung, Hypothekenbelastung und Lebensteuerung fordern sie für den Bauern.

Aber ohne Eingriff gibt es keine Erhöhung. Im Gegenteil: Der Preissturz droht. Gerade wegen der Absatzschwierigkeiten und vermehrt wegen der neuen Milchschwemme. Denn die Bauern wandten sich von der Mast der immer noch rentablern Milchproduktion zu.

In dieser Notlage hilft nichts als das „eidgenössische Milchgeld". 15 statt 10 Millionen hat der Bundesrat bis April 39 beschlossen, und die Räte werden akzeptieren. Der hohe Bundesrat hat in seiner Botschaft zweierlei empfohlen: Größere „Vielseitigkeit" jedes einzelnen bäuerlichen Betriebes, also mehr Mast, mehr Hakfrüchte und Korn, vor allem auch im Hinblick auf die kriegswichtige Versorgung mit diesen Dingen. Sodann aber ruft er nach dem bedenklichen Rezept der Produktionsbegrenzung (das bestimmt nicht der kriegswichtigen Landesversorgung dient!!). Danach müssen wir rufen, hier stehen wir also . . . und nur wegen der Abhängigkeit von geldlichen Verstrickungen, Preisen, Kapitallasten, Verpflichtungen, die wir nicht meistern, weil diese Einrichtung „tabu" sein muß. So wie wir z. B. wegen der SBB-Schulden Gefahr laufen, die kriegswichtige Zahl von Lastautos nicht aufkommen zu lassen.

Fortsetzung des Erdbebens.

Der Rücktritt Edens als britischer Außenminister hat in Berlin und Rom große Freude bereitet. Man erwartet nach seinem Sturz mehr: Die eigentliche Kapitulation Englands. Das heißt nicht nur die Anerkennung des italienischen Imperiums, sondern auch die Preisgabe des republikanischen Spaniens,